

VENEDIG, 27. Mai
Es beginnt mit einem Loch. Man denkt erst, dass es ein Leuchtkastenbild ist, ein großes Foto vom Meer, das in den deutschen Pavillon gehängt wurde, aber dann geht man hinein und der Wind rauscht einem entgegen und man merkt, dass es das wirkliche Meer ist, das man dort sieht: In die Wand wurde ein großes Loch geschnitten, in die Wände daneben vier weitere. Der Pavillon, an dessen NS-Ästhetik sich Generationen von Künstlern abgearbeitet haben, wirkt jetzt ganz plötzlich so, als habe er seine Rüstung abgeworfen und sich in den Temperaturen angemesseneres Sommerkleid übergezogen.

Das Berliner Team „Something fantastic“, das zusammen mit Oliver Elser und Peter Cachola Schmal vom Frankfurter DAM den deutschen Pavillon gestaltete, hat etwas Erstaunliches gemacht: Torgroße Öffnungen klappen zur Lagune hin auf, die Geräusche der Schiffe sammeln sich wie in einem Schallverstärker, die Welt draußen rückt auf eine eigenartige Weise näher, ohne dass das Ganze auch nur ansatzweise wie eine kitschige Politmetapher (offenes Haus, Wände einreißen etc.) wirken würde. Der Pavillon erinnert jetzt an die offenen Häuser, die im japanischen Pavillon nebenan gezeigt werden, deren Erdgeschoss entweder ein Wohnzimmer sein können oder, wenn man die Fassade öffnet, die manchmal nur ein dicker regenfester Vorhang ist, auch: Café, Bühne, Teil der Stadt.

Um neue Wohnformen geht es auch im deutschen Pavillon, der sich damit befasst, wie Flüchtlinge und Migranten untergebracht und integriert werden können. An den Wänden sieht man Bilder von Offenbach (F.A.Z. von 27. Mai), dem Ort mit der größten Migrantendichte in Deutschland, und vom Dong Xuan Center in Berlin, einem gigantischen vietnamesischen Einkaufszentrum, das hier als Beispiel für gelungene Integration vorgeführt wird. Dazu sind plakative Thesen angeschlagen, die im Kern die These illustrieren, dass Gettobildung nichts ist, was um jeden Preis vermieden werden müsse, sondern dass sie im Gegenteil bei der Integration helfen könne – weil die eigenen Landsleute schon da sind, Netzwerke aufgebaut haben, Arbeit beschaffen und so den sozialen Aufstieg der Neugekommenen unterstützen könne. Wie die Unterkünfte der neuen „Arrival Cities“ aussehen könnten, zeigen die Ergebnisse eines Ideenwettbewerbs.

An dieser Biennale sieht man aber auch, wie schwer es ist, mit einer Ausstellung auf die sich überschlagenden Ereignisse der Flüchtlings- und Weltpolitik zu reagieren: Als der deutsche Beitrag geplant wurde, befand sich das Land noch mehrheitlich im Wir-schaffen-das-Zustand, die Krise galt als lösbar. Mittlerweile ist Idomeni geräumt, bei „Getto“ denken die Leute an Molenbeek, und vom deutschen Wir-schaffen-das sind, wie bei einer kaputten Leuchtreklame, nur noch die Buchstaben A, F und D übrig. So gesehen wirkt der deutsche Pavillon in seiner Offenheit und seinem erfindarischen Optimismus wie eine Erinnerung an ein anderes Land.

Mit der Schließung der Balkan-Route sind alle Problem verlagert in die Nachbarstaaten der Krisenländer, die auf dieser Biennale zeigen, welche Rolle Architektur an den neuen neuralgischen Orten der Welt übernehmen könnte. Manchmal gelingt das, insgesamt ist diese Biennale das Dokument einer Überforderung, eines Kollapses – und dass man sich im skandinavischen Gemeinschaftspavillon auf eine Therapeutencouch legen und Architekten über die heilsame Wirkung des Bauens reden hören kann, ist ein Gag, der den Ernst der Lage verkent: Andersherum wäre es vielleicht besser.

Klar ist, dass die großen Fragen der Architektur nicht mehr von einzelnen Formkünstlern im Auftrag reicher Institutionen oder Privatpersonen gelöst werden: In einem Moment der Geschichte, in dem laut einer UN-Studie, in den kommenden Jahrzehnten eine Milliarde Menschen behaupt werden müssen und in dem weltweit fast sechzig Millionen Menschen auf der Flucht sind, stellen sich auch der Architektur andere Fragen – die etwa, wie gut eine Million Migranten pro Woche in Bauten untergebracht werden sollen, die pro Kopf nur 10 000 Euro kosten dürfen.

Schon die vergangene, von Rem Koolhaas verantwortete Architekturbiennale markierte einen Bruch: Es wurden nicht, wie sonst üblich, die neuesten Bauprojekte bekannter Architekten in einer globalen Leistungsschau und Selbstfeier der Branche gezeigt, sondern die Geschichte und die mögliche Zukunft der „Elemente“, aus denen Architektur meistens besteht, Dach, Wand, Schwelle, Fenster – es war eine Grundlagenforschung, eine Inventur. Auch diese Biennale markiert auf ihre Weise die Abkehr vom Starsystem der Architektur: Man findet kaum bekannte Namen.

Dafür gibt es die erstaunlichsten Architekturen zu entdecken: In Paraguay hat Solano Benítez ein verblüffendes System entwickelt, Hallen, Bögen und andere Konstruktionen aus am Boden mit Mörtel zu Bauteilen zusammengefügt Backsteinen zu errichten. Diese Teile oder Bogensegmente können von ungelerten Arbeitern hergestellt werden, die Arbeitslosigkeit wird so niedrig gehalten, die Leute können sich Häuser und Hallen bauen, ohne auf Materialien wie Stahl oder das Knowhow der Bauindustrie zurückgreifen zu müssen – und das Ergebnis sieht phantastisch aus. Das Gegenargument der Kritiker lautete in Venedig: Vorfertigung wäre noch günstiger, und Bildung würde aus ungelerten Arbeitern gelernte machen – hier müsse man ansetzen, anstatt den pro-

Mit dem Bastelkasten gegen die verwaltete Welt

Schlechte Aussichten, gute Absichten: Die diesjährige Architekturbiennale von Venedig, die heute unter dem Motto „Reporting from the Front“ eröffnet wird, zeigt, dass die Welt des Bauens sich in einem grundlegenden Umbruch befindet. Welcher Weg führt aus der Krise heraus? Und wo verläuft die Front?



Ist von der Wirtschaft das Euphorie des vergangenen Sommers noch mehr als die Buchstaben A, F und D übrig? Deutscher Pavillon (unten links), die Selbstbau-Architektur von Solano Benítez aus Paraguay (großes Bild), begehbarer explodierter Zufallsform von Christian Kerez im Schweizer Pavillon.

Fotos AFP, dpa, Images/Manfred Seeger

blematischen Status quo bloß ein wenig erträglicher zu machen.

Von ihrem Selbstverständnis her ist dies eine „soziale“ Biennale, eine, die Architektur nicht mehr als Produktion aufsehenerregender Solitare auffasst, sondern als Kunst, die Gesellschaft zusammenzuhalten und das würdevolle Wohnen für alle zu sichern. Dafür steht, als Figur, auch der Leiter der Biennale, der 1967 geborene chilenische Architekt Alejandro Aravena, der sich vor Liebesbekundungen seiner Branche überhaupt nicht mehr retten kann – ihm würde nicht nur die Leitung der Biennale, sondern auch der Pritzkerpreis angetragen, die höchste Auszeichnung der Branche.

Umso bizarrer ist es zu sehen, worauf diese Biennale des „social turn“ alles keine Antwort hat, auch weil die unterschiedlichsten Formen von sozialem Engagement, kommerzielle und humanitäre Interessen, in einer Art Bouillabaisse der guten Absichten zusammengemacht werden. Viele Projekte sind kleinteilig: Hütten aus Bambus, Verdichtungen von Dorfkernen – alles schön und idyllisch, die neuen Dörfer liefern aber keine Antwort auf die Frage, wie Hunderte von Millionen Menschen in Asiens Ballungsräumen miteinander leben sollen – es sei denn, man könnte erklären, wie man sie auf Tausende solcher Dörfer verteilt, ohne dass man das Land zersiedelt und apokalyptische Verkehrsstaus produziert. All das wird aber nicht getan, und eines der wenigen Projekte, das zeigt, wie man Massen auf engem Raum so unterbringen könnte, dass sie trotzdem Gemeinschaftsterrassen und Räume für Werkstätten und Mikrobüros hätten, stammt von Richard Rogers, es ist ein modularer Turm mit hängenden Gärten und Terrassen in flexiblen Grundrissen. Die zahllosen jungen Büros, die Ähnliches entwerfen, sind in Venedig allesamt nicht eingeladen – vielleicht nicht front-

Auch über ökonomische Grundlagen wird nicht besonders ausgiebig geredet.

Wer finanziert die neuen Bauten und Städte, was zahlt der Staat, was private Investoren, was sind die Folgen? Aravena selbst wurde mit einem Sozialbauprojekt in Chile bekannt, bei dem die Einwohner nur ein halbes Haus gebaut bekamen, in dem alle Infrastruktur vorhanden war, die andere Hälfte konnten sie selber zuzubauen – das sparte ihnen Kosten und wurde gefeiert als soziale Innovation. Weniger wurde thematisiert, dass Aravena auch bei diesem Projekt mit dem wegen der Abholzung chilenischer Wälder und Gewässerverschmutzung umstrittenen chilenischen Konzern Copec zusammenarbeitete. Inwieweit man solche Allianzen wirklich eingehen muss, ist eine der Fragen, die auf dieser Biennale ebenso nonchalant umgangen werden wie die, ob man nicht doch höher bauen, anders verdichten, intelligenter vorfabrizieren sollte und nicht auch den Staat wieder viel mehr in die Verantwortung nehmen muss.

So ist diese Biennale, die auf den ersten Blick sympathisch, sozial und grassrootartig engagiert wirkt, letztendlich seltsam unpolitisch – auch, weil sie zwischen die interessantesten Beispiele immer wieder Projekte mengt, die offenbar aus irgendwelchen taktischen Gründen untergebracht werden mussten, aber mit unfreiwillig komischen Begründungen in die Ausstellung hineingeschleust werden: Maria Grasso Canizzos luxuriöse Häuser tauchen in einer Abteilung über Widerstand auf, weil sie „Widerstand gegen die Banalität und Mittelmäßigkeit“ der sizilianischen Architektur leisten, und das Kunstmuseum von Basel muss auch mit in die Schau, als Beweis, dass „nachhaltige Architektur der Zeit widerstehen kann (Durabilität)“.

In diesem kuratorischen Rumpelhaufen findet man dann aber immer wieder Projekte wie die Bauten der chinesischen Architekten Lu Wenyu und Wang Shu: Sie bauen in der Nähe ihrer Heimatstadt Hangzhou neue Häuser in bestehende, von Aussterben bedrohte Dörfer hinein, mit wiederver-

wendeten alten Steinen und Höfen, die nicht nur Unterbringung, sondern auch ein neues soziales Leben ermöglichen sollen. Die Häuser werden zur Hälfte von den Bewohnern, zur Hälfte vom Staat finanziert, der auch aus Gründen der Umweltschutzung den Drang in die Städte eindämmen will und die Wiederbesiedlung des Landes zum politischen Ziel macht. Von diesem Programm ermutigt, gehen viele Wanderarbeiter wieder in die Dörfer zu, wo sie als Bauern arbeiten oder in kleinen Manufakturen Arbeit finden. Dass auch in Amerika ein Wunsch nach einer Neubesiedlung des Landes besteht, als Gegen-Lebensentwurf zum überteuerten und immer langweiligeren Stadtleben, zeigt „Rural Studio“, eine Initiative von Studenten, die mit den Bewohnern heruntergekommener Kleinstädte in Amerika Läden wiederaufbauen, aus leeren Postämtern Internet-Cafés machen und so neue Arbeitsmöglichkeiten auf dem Land schaffen.

Bei den meisten nationalen Pavillonen steht die Frage von Migration und Flüchtlingen im Zentrum, allerdings auf sehr unterschiedliche Weise. Zu den interessantesten gehört der von Manuel Herz kuratierte Pavillon der Westsahara, ein Nationenpavillon für eine Nation, die von vielen Staaten anerkannt ist, deren Land aber besetzt ist und deren Bevölkerung seit vierzig Jahren in Lager an der Grenze zwischen dem südlichen Algerien und der Westsahara lebt. Für den aparten albanischen Pavillon haben Leah Whitman-Salkin und Simon Battisti Autoren wie den Architekten Yona Friedman, die Malerin Etel Adnan und den Politiker Giannis Varoufakis gebeten, Texte über Flucht und Migration zu schreiben, und diese Texte nach Albanien in ein Dorf mitgenommen, in dem der polyphone Gesang das einzige noch verbleibende Gemeinschaftsritual ist. Die Sängerinnen und Sänger haben die Texte dann vertont, im Pavillon werden die Lieder als Schallplatte verkauft.

Und der holländische Pavillon ist einer der wenigen, der sich nicht nur den allgegenwärtigen Grassroot-Privatinitiativ-

ven, sondern der Rolle der Blauhelmsoldaten und ihrer Sicherheitsarchitektur widmet – also des Staates. Dass, wenn der sich zurückzieht oder geschwächt ist, meistens nicht Freiheit und Selbstverantwortung, sondern die Immobilienwirtschaft, die Mafia oder der Terror kommen, ist eine Tatsache, die hier nicht besonders ausgiebig thematisiert wird.

Gibt es Modelle, die beides verbinden? Den Eigeneinsatz, das Libertäre und Kleinteilige der neuen Hutongs oder der Half-A-Good-Homes von Aravena, mit einer neuen Politik und einem Maßstab, der auf die globale Anforderung reagiert und nicht im Do-it-Yourself-Format stecken bleibt, mit dem sich der Archi-Bastler über die vermeintliche Unveränderlichkeit einer von der Politik weitgehend aufgegebenen, von neoliberalen Kräften gesteuerten Gesellschaft tröstet und „das Beste daraus macht“? Auf dieser Biennale findet man dafür nicht sehr viele Beispiele. Die Kleinteiligkeit, die Flucht ins überschaubare Gebastel mit Bambus, all das wirkt oft, als wolle man sich vor den großen Fragen lieber verstecken; Urban Gardening bringt nichts, wenn hinten von den Sponsoren der Regenwald abgeholzt wird.

Einen großen Plan entwirft dagegen Bel Architects aus Berlin, die in einer klugen Gegenüberstellung im Arsenal zeigen, wie zwischen 1946 und 1956 in Deutschland vier Millionen Wohnungen für zwölf Millionen Flüchtlinge aus dem Osten gebaut wurden – und wie man heute zwölf Millionen Migranten in flexibel gestaltbaren Bauten unterbringen könnte. Wenn sie es bis hierher schaffen würden.

Doch die zwölf Millionen Flüchtlinge werden nicht mehr kommen. Sie bleiben, wie vieles hier, von Europa aus unsichtbar, und vielleicht ist das auch das Problem dieser Biennale – dass man jenseits der guten Absichten sehr vieles, was im politischen und ökonomischen Hintergrund geschieht, nicht zu sehen und gesagt bekommt.

NIKLAS MAAK
Architekturbiennale Venedig. Bis zum 27. November. Der Katalog kostet 77 Euro.

Auf ex

Die für ihre Fluchttexte berühmte Petersburger Rockband „Leningrad“ hat einen neuen Hit gelandet, „V Pitere pit“, zu Deutsch: In Piter – so lautet der Kosenamen der Stadt – trinkt man. Bandleader Sergej Schnurov liefert damit das Lied zur Krise. Russlands Städte würden jedes Jahr schöner, sie versänken in Sonne und Schnee, singt Schnurov mit Reibeisenstimme zum pulsierenden Beat. Rostov bietet tolle Haschplatten, Moskau geiles Pulver; in Piter aber heiße es zu trinken. Auf dem Videoclip, der schon neun Millionen Mal im Netz angeklickt wurde, sieht man fünf einfache Petersburger, die bei ihrer Arbeit zur Verzweiflung getrieben werden: Der Bankangestellte wird vom Chef zur Schnecke gemacht, die Kioskverkäuferin vom Besitzer, die Museumsführerin von Null-Bock-Schülern, der Taxifahrer von seinem Navigator, der Polizist von Kollegen. Alle schicken zum Henker, was sie peinigt, und ziehen, eine Wodkaflasche an den Lippen, gemeinsam durch die nächtliche Stadt. Das Video hat örtliche Experten für das gute Leben schon zu einer nächtlichen Alkohol-Stadtrundfahrt in einer chauffierten Limousine inspiriert. Am vergangenen Freitag ließen sie sich von einem Bar-Mobil erstmals zu den diversen Drehorten von „In Petersburg trinken“ kutschieren. Der Vorsitzende des Stadtkomitees für Tourismus, Viktor Kononow, bedankte sich sogar bei „Leningrad“, weil ihr neuer Song die Attraktivität der Stadt für Reisende erhöhe. Doch die Ordnungshüter sind alarmiert. Auf Initiative des Abgeordneten der Stadtduma, Jewgeni Martchenko, prüft die Staatsanwaltschaft derzeit, ob der Clip Propaganda für Alkoholismus enthalte. Auch Blockadeveteranen- und Kriegsversehrtenverbände sowie Pensionäre verschiedener Staatsorgane finden, das Musikvideo sei eine Schande für Petersburg, zumal es Übergriffe auf die Staatsgewalt verherrliche. Tatsächlich wird der Polizist von rebellischen Bürgern in die Nawa geworfen, verzeiht ihnen jedoch nach einem kräftigen Schluck aus der Flasche. „Trinken in Piter“ könnte leicht Anlass für einen neuen Strafprozess werden, der ein Exempel statuieren. Da die Machthaber die Wirtschaft der Agonie überlassen, immer weniger Staatsangestellte mit immer absurden Finanzkontrollen malträtieren, eigenes Kapital aber außer Landes schaffen, erscheint es allzu verständlich, dass der Russe vorübergehende Erlösung bei Hochprozentigem sucht, das schon so manchen Nervenzusammenbruch und Herzinfarkt verhindert hat. Bandleader Schnurov lässt sich freilich nicht so leicht erschrecken. Als Antwort auf die Überprüfung versandte Schnurov über Twitter die Verhaltensvorschriften von Zar Peter dem Großen, dessen Trinkfestigkeit gefürchtet war, für seine Gelage. Essen solle man mäßig, heißt es darin, trinken aber, solange die Beine tragen; danach sei im Sitzen weiterzutrinken. Nur einem Liegenden solle man nichts weiter einflößen, auch wenn er das möchte, er könne sich nämlich verschlucken. Wenn sich aber doch einer verschluckt und daran stirbt, so gebühre ihm Ruhm, denn ein solcher Tod sei in Russland von Alters her ehrenvoll. kho

Drei sind wir

Mülheimer Dramatikerpreis 2016 geht an Wolfram Höll

Der in der Schweiz lebende Autor Wolfram Höll, Jahrgang 1986, erhält den Dramatikerpreis der Mülheimer Theatertage 2016 für sein Stück „Drei sind wir“, das in der Regie von Thirza Bruncken am Schauspiel Leipzig uraufgeführt worden ist. Am Ende der zweieinhalbstündigen Jurydebatte, die zum Abschluss der Mülheimer Theatertage traditionsgemäß vor Publikum geführt wird, stimmten drei der fünf Juroren für Hölls Stück. Sibylle Berg, die mit zwei Jurorenstimmen nur knapp unterlag, erhält für ihre scharfzüngig-pointierte Mutter-Tochter-Studie „Und dann kam Mirna“, uraufgeführt von Sebastian Nübling am Maxim-Gorki-Theater, den Publikumspreis.

Höll, der bereits 2014 mit dem Mülheimer Dramatikerpreis ausgezeichnet wurde, erzählt in seinem neuen Stück von einem Elternpaar, dessen Kind mit einer seltenen Form der Trisomie und einer sehr geringen Lebenserwartung geboren wird. Die extrem dichte und lyrische Sprache des Dramatikers eröffnete den Theatermachern große Spielräume und fordere sie dazu heraus, ganz eigene künstlerische Kategorien zu erschaffen, heißt es in der Begründung der Jury. Über die Geschichte des sterbenden Kindes hinausweisend, erzähle „Drei sind wir“ berührend und zeitlos von Hilflosigkeit und Verlustangst. Die mit 15 000 Euro dotierte Auszeichnung soll zusammen mit dem Publikumspreis für Sibylle Berg im Rahmen einer Matinee am 12. Juni überreicht werden. Die sieben Wettbewerbsstücke wurden von 2300 Zuschauern besucht, das entspricht einer Auslastung von neunzig Prozent. Die Jurydebatte, geführt von Benjamin von Blomberg, Regina Guhl, Anne Lenk, Hubert Spiegel und Franz Wille, wurde von mehr als sechstausend Zuschauern per Livestream verfolgt. F.A.Z.